

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 9 (1957)
Heft: 11

Artikel: Abschied von Gelsomina?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-963545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eingehend schildert Kazan die erfolgreiche Entwicklung der Bühne im Kampf gegen den Film, um daraus eine Parallele zur heutigen, schweren Lage zu ziehen. Er hält nichts von den technischen Mätzchen, die nach seiner sachkundigen Behauptung bereits versagt haben. Die wirkliche Neuheit, mit der der Untergang aufgehalten werden muß, heißt: «Neue und bessere Filmgeschichten». Qualität, und nochmals Qualität!

Er verweist dabei zuerst auf die Preisverteilungen. Wer bekam die höchsten Auszeichnungen? Auch die letzten Jahre waren es gewöhnliche Schwarz-Weiß-Filme. Die Besucher und noch weniger die Kritik kümmerte sich nicht um Cinemascope oder dergleichen. Sie besuchten diese Filme, weil sich echtes Leben und echte Probleme in ihnen spiegelten: «From here to eternity», «On the waterfront», «Marty». Und was die Öffentlichkeit nicht weiß: In allen diesen Filmen arbeitete der Regisseur eng mit dem Schriftsteller zusammen. «Das ist die wirkliche Aenderung, welche Hoffnung zuläßt», meinte Kazan. Aber auch andere Lichtstreifen zeigen sich am Horizont: der alte Grundsatz, «daß ein Film jedermann gefallen müsse und niemand sich verletzt fühlen dürfe», ist mindestens teilweise aufgegeben worden. Man hat sich endlich eines andern Grundsatzes erinnert, dem Theater seit Jahrhunderten bekannt: «Wer jedermann gefallen will, gefällt niemandem». Ebenso ins Wanken geraten ist das Prinzip, nichts im Film zu lassen, was sich nicht schon früher bewährt hat. Bereits hat ein Studio den Auftrag gegeben, grundsätzlich nur nicht-konformistische Filmstoffe zu suchen. Die Schriftsteller müssen auf diese Weise mehr in den Vordergrund rücken; einige von ihnen sind bereits avanciert. Es muß der Filmindustrie klar werden, daß diese und nur diese etwas besitzen, was heute dringend benötigt wird: den Geist, aus dem Einfälle und originelle Geschichten entspringen. Kazan hat es durchsetzen können, daß in einigen Fällen der Original-Autor eines Romans oder eines Dramas auch mit der Abfassung des Drehbuches beauftragt wurde. Das stupide Fließband



... und hier als das Straßenmädchen Cabiria, das unerschütterlich auf ein besseres Leben hofft und glaubt. Die Bilder zeigen die große Verwandlungsfähigkeit Giuliettas.

wurde außer Funktion gesetzt. Doch die große Hoffnung, die nach Kazan den Film allein zu retten vermöchte, ist noch nicht erfüllt: Echte Dichter zu veranlassen, Filmmanuskripte zu schreiben, die nur für Filme bestimmt sind.

Eine andere notwendige Entwicklung zeichnet sich ebenfalls ab: die Schaffung von Produktions-Teams mit völliger Unabhängigkeit in allen Gestaltungsfragen. Man sollte sie doch versuchsweise ar-

beiten lassen. Kazan selbst gehört in diese Kategorie, er hat sich seine eigene Gesellschaft geschaffen, die «Newton Produktion». Er möchte nur streng nach Qualitätsgrundsätzen vorgehen, vor allem den Schriftstellern größeres Gewicht und Autorität zu verleihen als den Stars. Zusammen mit Schulberg, der «On the waterfront» schrieb, dreht er gegenwärtig «A Face in the crowd» («Ein Gesicht in der Menge»). Jeder Schritt an der Arbeit wurde von beiden gemeinsam getan. Die notwendige Qualität kann nur geschaffen werden, erklärt Kazan, wenn in dem Film Platz für das Beste geschaffen wird. Deshalb sieht Kazan trotz der düsteren Situation getrost in die Zukunft. Endlich gebe es Platz für schöpferisch gesinnte Leute! «Mag es gegenwärtig noch so schlimm aussehen, so liegt doch auch eine Herausforderung für jeden darin, der etwas kann und etwas zu sagen hat.» In Amerika beginnt man zu begreifen, daß Kunst, Qualität, etwas Persönliches ist, das nicht industrialisiert werden kann. Kazan erwartet deshalb von der kommenden Filmentwicklung nach der notwendigen Ausmerzungen des alten Standard-Betriebes Großes und Schönes in der Welt. Möge er recht behalten!

CANNES 1957

Abschied von Gelsomina?

FH. Es war in Cannes, in einer sonst vorwiegend von Arabern frequentierten, kleinen Hafentäler, daß eine Gruppe von Filmleuten, darunter ein katholischer Pfarrer, die Nacht hindurch solange bis in den späten Morgen diskutierten, daß der Wirt erklärte, er gebe keine Getränke mehr her; entweder frühstücken oder hinaus. Was hatte sie derart aufgewühlt, daß sie die Welt darob vergaßen?

Ein wunderschöner Frühlingsabend der Riviera war vorüber, die Landschaft mit ihren leuchtenden Farben, durch die alles durchdringende, silberblaue Meerluft gedämpft, strömte lächelnde Heiterkeit aus. In bester Stimmung traf sich die brillante Gesellschaft der Eingeladenen zur nächtlichen Filmvorführung im Palais. Sie ahnte nicht, daß sie im Begriffe war, mit dem geistigen Hammer eins auf den Kopf zu erhalten, daß ihr das Lachen vergehen würde. Den Streich führten zwei Menschen, die wußten, was sie taten: Federico Fellini und seine Frau Giulietta Masina, welche schon die «Strada» schufen. Der Hammer hieß diesmal: «Die Nächte der Cabiria».

Vor diesen Nächten versank die schöne Rivieranacht draußen wie eine hohle Theaterfratze. Wieder einmal siegte die Kunst über die Schein-Fassade der Natur; auf der Leinwand stieg unbarmherzig die wirkliche Nacht herauf, in der wir alle leben. Was wissen wir schon voneinander! Wer kann und darf da noch richten! Kein Wunder, daß die Gruppe sich nachher für eine Diskussion zusammenfand, es hätte nach diesem Hieb doch keiner geschlafen.

Von dem Film wird in diesen Spalten noch eingehend gesprochen werden. Man war sich in der schmutzigen Hafenkneipe über Verschiedenes nicht ganz einig, aber das war auch nicht zu erwarten. Doch waren alle aufgewühlt von der kindlichen Seelengröße eines kleinen, etwas schwachsinnigen Vorstadt-Straßenmädchens, das mitten in seinem erbärmlichen Gewerbe den Glauben an eine bessere Welt und an ein besseres Leben durch alle Enttäuschungen unerschütterlich bewahrt. Hier war unsere Schwester, Strassenmädchen hin oder her, die, stets enttäuscht bis zur wilden Verzweiflung, uns und die «Damen» und «Herren» der Welt durch die Stärke und Reinheit ihres immer wieder überströmenden Vertrauens und ihr Leid nur tief beschämen konnte. Hier konnte mitten in der glänzenden Abend-Gesellschaft des Palais in Frack und Seide niemand mehr zweifeln, daß die Letzten wirklich die Ersten sein werden.

Von einer Seite wurde in der nächtlichen Diskussion dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß Fellini gerade mit einer «solchen» exemplifiziert habe, um seinen Ideen Ausdruck zu geben. Es zeigte sich, daß andere Länder hier tiefere Schwierigkeiten als wir zu überwinden haben. Trotz aller theoretischen Anerkennung von Gleichheit sind die Standesunterschiede größer; «es gehört sich nicht», einer Prostituierten seelische Qualitäten zuzutrauen. Daß der katholische Pfarrer von der «Notwendigkeit» sprach, eine hierarchische Gliederung der Gesellschaft aufrechtzuerhalten, ließ sich von seinem Glauben und seinem Bildungsgang aus verstehen. Aber daß man uns, die wir von den gleichberechtigten Ansprüchen aller Menschen schon auf dieser Erde sprachen, fragte, ob wir denn nicht merkten, mit solchen Ansichten schon zur Hälfte auf die kommunistische Fahrbahn abzugleiten, zeigte den Unterschied. Wir konnten nur damit antworten, daß wir keine Kommunisten, sondern protestantische Christen seien, für die das Wort, daß wir alle Brüder wären, nicht erst in einer kommenden Welt Geltung besitze. Demgegenüber bekamen wir zu hören, daß Christus selber «die Ersten und die Letzten» unterschieden habe, und die Letzten erst auf die nächste Welt mit dem vorersten Platz vertröstete, aber nicht hier.

So wogte die Diskussion manchmal hitzig hin und her, aber das Unbehagen mancher, heute leider noch bevorrechteter, hierarchisch denkender Kreise, daß ihnen Fellini eine «solche» als wertvoll hingestellt habe, war zu spüren.

Wieder im Alltag angelangt, wenn auch mit etwas dumpfem Kopf, hörten wir dann eine abschätzige Bemerkung eines Produzenten, daß Fellini mit der «Cabiria» bloß die «Strada» wiederholt habe, und zwar raffinierter als dies Amerikaner in ähnlichen Erfolgsfällen zu tun pflegten, denen man dann aber Ausnützung der Konjunktur vorwerfe. Wir konnten nur unserer Hoffnung Ausdruck geben, daß Fellini noch weitere, solche aufwühlende Wiederholungen gelingen möchten. Sein Anliegen in diesen beiden Filmen ist gerade von unserem Gesichtspunkt aus überaus wertvoll. Leider sind aber die Aussichten dafür nicht gut. Ein Hindernis zeigt sich, das selbst ein Fellini nicht so leicht nehmen kann: Giulietta Masina, die unvergeßliche Gelsomina, die auch am Gelingen der «Cabiria» einen ganz entscheidenden Anteil besitzt, will nicht mehr.

Wir hatten in Cannes das Glück, die schwer Belagerte einen kurzen Moment zu sprechen. Wir wußten, daß sie es nicht liebt, von den Figuren zu reden, die sie dargestellt hat; sie sind für sie erledigt, abgetan, sie steckt wieder in ihrer eigenen Haut der intelligenten Akademikerin. Nach ihren weitem Absichten befragt, erklärte sie kurz und bündig: Amerika. Warum? Sie war kürzlich drüben und ihr Eindruck war eher günstig. In Europa höre sie nichts anderes als von der «Strada» reden, Tausende schrieben ihr deswegen jede Woche. Sie habe es jedoch satt, immer nur Rollen von leidenden Opfern zu spielen, möchte etwas Neues, Verschiedenes, Entgegen-



Blick von den Presserräumen des Film-Palais in Cannes unter den Fahnen auf die Croisette.

liegt. Wie dem auch sei, sie hat uns reich beschenkt, uns die Augen weiter geöffnet, und dafür danken wir ihr, Giulietta Masina, anima candida.

gesetztes. Sie möchte einmal Hammer sein und zuschlagen, statt nur immer Amboß. worauf wir ihr nur antworten konnten, daß sie uns als Amboß gerade genug vor den Kopf gegeben habe. Es steht aber fest, daß selbst die großen Erfolge in Europa sie hier nicht zu halten vermögen. Falls sie ein passendes Angebot erhält wird sie uns verlassen. Es zeigte sich übrigens auch hier ihre enorme Verwandlungsfähigkeit. Sie, die zwei halb schwachsinnige Frauen erschütternd verkörpert hat, beurteilt Amerika mit einem subtilen Intellekt. Sie war, wie wir aus anderer Quelle wissen, zuerst überrascht, wie sehr das Land dem Bilde glich, das sie sich aus Film und Abbildungen von ihm gemacht hatte, um dann zu entdecken, daß der Europäer, einmal vom Wirbel amerikanischen Lebens erfaßt, eine phantastische Reise in die Zukunft der Menschheit unternimmt. Ein Unbehagen hat sie dann überfallen, als sie merkte, wie sehr alles auf «Efficiency», auf praktischen Erfolg eingestellt sei, so daß viele menschliche Kontakte verloren gingen. Aber sie müsse sehen, was dahinter stecke, jedenfalls die amerikanische Arbeitsweise kennen lernen. Deshalb lerne sie englisch, was das Zeug halte.

So werden wir sie vielleicht verlieren, «unsere» Gelsomina und Cabiria. In Amerika wird sie kaum diese Linie weiterentwickeln können, abgesehen davon, daß sie es gar nicht wünscht. Vielleicht aber, und das ist unsere stille Hoffnung, macht sie drüben heilsame Erfahrungen, die sie erkennen lassen, daß gerade in solchen Rollen ihre große Aufgabe und Bedeutung

DIE WELT IM RADIO

Im Taumel des materialistischen Machtwahns

ZS. Man kann es kaum anders bezeichnen, was sich um den 1. Mai herum auf den aus dem Osten kommenden Radiowellen abspielte. In sich überschlagenden Tönen wurde von den gewaltigen Dingen gesprochen, welche das «sozialistische Lager» vorhabe. Da hörte man genaue Angaben, wieviel Tonnen Stahl, Kohle, wieviel Kilowatt Strom und Tonnen von Oel usw. das «Vaterland der Arbeiter» in den kommenden Jahren produzieren werde. Von den bisherigen Leistungen vernahm man nur wenig, denn daß die 40 Jahre marxistischer Volkswirtschaft in eine wirtschaftliche Sackgasse führten, ließe sich nicht gut bestreiten. Vor allem wurde aber immer wieder auf die gewaltige, russische Heeresmacht hingewiesen, auf ihre technisch vollendete Ausrüstung, besonders auch mit Atomwaffen. Reportagen über die großen militärischen Mai-Paraden in allen Sprachen sollten diese zusammengeballte Macht der ganzen Welt eindrucklich zu Gemüte führen. Die östlichen Radiowellen schienen zu zittern vom Gedröhn der Unmenge rollender Tanks, schweren Geschützen und dem eisernen Tritt der Detachements der russischen Super-Goliath-Armeen.

Gleichzeitig gingen die diplomatischen Drohnoten an die Westmächte ab. Am 4. Mai erklärte der militärische Sachverständige von Radio Moskau in deutscher Sprache, daß Westdeutschland im Falle eines Krieges einem konzentrierten atomischen Angriff ausgesetzt sein und alles Lebende in einem weiten Kreis vernichtet würde. Ein ähnliches, freundliches Schreiben ging an Griechenland. Am Abend vor der Maifeier war die gleiche Drohnote an Dänemark im Moskauer Radio veröffentlicht worden. Am 1. Mai selbst konnte man die blecherne Stimme Marschall Schukows vom Roten Platz her hören, der sich in nicht mehr zu überbietenden Drohungen an den Westen und Triumphgesängen auf die neuen Uberschall-Jagdflugzeuge und noch grössere Kanonen erging, und selbstredend die unbesiegbare gewaltige Macht der bewaffneten Streitkräfte Rußlands verkündete. Ostdeutschland sekundierte lebhaft. In einer Sendung aus Ostberlin über die 40-minütige Militärparade am 1. Mai wurde die ostdeutsche

Armee als mächtiges Kampfinstrument gegen den Westen hingestellt. Triumphierend wurde über eine Militärparade in Magdeburg berichtet, daß «die gesamte ostdeutsche Infanterie jetzt motorisiert sei». Ostdeutschland «sei der größte Produzent von Uranium für Atombomben in Europa, und, nach dem Kongo, der wichtigste Lieferant von spaltbarem Material auf der Welt überhaupt». In einer andern ostdeutschen Sendung wurde festgestellt, daß die Sowjets «schon längst bis zum Atlantik hätten vorstossen können, wenn sie wirklich imperialistische Ziele besäßen», und daß «selbst heute gegenüber der Nato die militärische Unterwerfung Europas unter Moskau für die Sowjets keine besonders schwierige Arbeit bilden würde, mit oder ohne Atombomben.»

Das war der 1. Mai aus dem Osten, ein sonderbarer Feiertag der «Internationalen Solidarität der Werktätigen», als was er stets bezeichnet wird. Nur Stahl, Kohle, Oel, Atomwaffen, Materie und Macht erfüllten die Sendungen von dorthier. Das inbrünstig ersehnte Lebensziel des Kommunismus heißt: die Produktion von Stahl der USA einzuholen und selbstverständlich das kommunistische System mit allen Mitteln auszudehnen und zu behaupten. In etwa 15 Jahren soll Amerika «geschlagen» sein in der Stahlproduktion.

Und dann? Bricht dann der Tag des Paradieses endlich an? Für ein solches Ziel sind ungezählte Millionen Menschen, Frauen und Kinder getötet worden und werden weiter getötet, wenn sie sich, wie die Ungarn, zu widersetzen wagen. Von den Millionen in den sibirischen Straflagern nicht zu reden. Vom Menschen war in keiner Sendung die Rede. Er gilt dort nicht einmal mehr als Rohstoff. «Von dem Dreck haben wir genug», antwortete Molotow einem amerikanischen General im Krieg, als ihn dieser fragte, ob Rußland nach den schweren Verlusten noch genügend Männer für Heere und Fabriken besitze.

Wir können nur beten, daß uns der Atomkrieg erspart bleibt, aber wenn es nicht der Fall sein sollte, dann wird er gerade uns Christen, die wir um alle Fragwürdigkeit des irdischen Lebens stets gewußt haben, am wenigsten schrecken. Wir dürfen uns vom Teufel des Materialismus keinesfalls bezwingen lassen. Friede heißt nicht